



■ Berufsbild im Wandel: Fachangestellte für Medien- und Informationsdienste (FaMI)

hrsg. von Ronald Gesecus / Volker Zaib

Das Karl-Schiller-Berufskolleg Dortmund (KSBK) feiert sich und das ist gut so! Der Grund, wie es der Untertitel schon verrät, sind 20 Jahre FaMI und 40 Jahre Bibliotheksausbildung in Dortmund.

Bevor die Zusammenarbeit mit dem KSBK aus verschiedenen Perspektiven von an der Ausbildung Beteiligten beleuchtet wird, steht das Vorwort von Dr. Uwe Wiemann, Schulleitung KSBK und „Anstelle eines zweiten Vorworts“ (S. 8) ein kurzer Beitrag von Dr. Marcus Stumpf, Leiter LWL-Archivamt für Westfalen.

Den ersten Beitrag leistet Johannes Achten, Ausbildungsberater bei der Bezirksregierung Köln. Nach einem kurzen Überblick, wie sich die Ausbildung bei den Bibliotheksassistenten und FaMI seit 1978 resp. 1998 entwickelt hat, geht er auf die hohe Qualität der Ausbildung, die durch die Bezirksregierung Köln mitverantwortet wird, ein. Dabei spielt die Anpassung an das sich ständig verändernde Arbeitsumfeld genauso eine Rolle, wie die Einordnung der Ausbildung in den Deutschen Qualifikationsrahmen. Ferner sind Achten für eine qualitativ wertvolle Ausbildung verlässliche Partner wichtig. Einer dieser Partner ist das KSBK. Die Bezirksregierung Köln schätzt die Berufsschule „als aufmerksamen, gründlichen, verlässlichen und angenehmen Ausbildungspartner“ (S. 16).

Es folgt der Beitrag von Klaus-Peter Böttger, Leiter der Stadtbibliothek Essen, eine der Ausbildungsein-

richtungen in NRW in der Fachrichtung Bibliothek. Der Beitrag beginnt mit einem historischen Überblick über die Entwicklung der Technologien in den letzten 20 Jahren und dem daraus resultierenden Reformbedarf der Ausbildungsinhalte, der sich aktuell in der Forderung nach einer Neuordnung der Ausbildungsverordnung für die FaMIs widerspiegelt. Spannend ist seine Betrachtung über den Wandel des Ausbildungsklientels und die damit auftretenden Herausforderungen. Auch Böttger lobt die Netzwerke der Einzelnen an der Ausbildung Beteiligten und verweist auf das in den letzten Jahren wachsende Zusammenrücken der Ausbildungsverantwortlichen. Einen weiteren Schwerpunkt legt er auf die wertvolle und gute Weiterqualifizierung in NRW. Seinem Fazit: „Der Berufsstand, zumindest was Archive, Bibliotheken und Dokumentations-einrichtungen betrifft, hat mit den FaMI eine wertvolle, nicht ersetzbare Basis für deren Dienstleistungseinheit. Ohne FaMI läuft in diesen Einrichtungen nichts“ (S. 28), kann nichts hinzugefügt werden.

Auch der kommende Beitrag von Hans-Jürgen Höötman, Ausbilder beim LWL-Archivamt in Westfalen, setzt den Schwerpunkt auf den Stellenwert des Berufes und den Stellenwert der FaMI im Berufsleben. Er schätzt zudem das Engagement der Berufsschule in ausbildungsrelevanten Gremien mitzuarbeiten und dass das KSBK den Blick über den Tellerand wagt und damit „den Willen und die Bereitschaft zur Förderung der schulischen Ausbildungsqualität [belegt]“ (S. 36). Die jährlich durch das KSBK organisierten Exkursionen der Archiv-FaMI nach Berlin werden genauso lobend erwähnt, wie die Beteiligung der Archiv-FaMIs mit ihren Projekten auf dem Westfälischen Archivtag. Durch dieses Engagement wird das Potential der Ausbildung aufgezeigt. Höötman geht außerdem sowohl auf den Unterarbeitskreis „FaMI/Fachwirt“ im Verband der deutschen Archivarinnen und Archivare e.V. ein, als

auch auf die tarifrechtliche Entwicklung im FaMI-Beruf. Trotz der positiven Entwicklung macht er auch darauf aufmerksam, dass es weiterhin zu wenig Ausbildungs- und Beschäftigungsverhältnisse gibt und die Aufstiegsfortbildung „in einem bedenklichen Schwebezustand ist“ (S. 40). Sein Fazit: „Umso wichtiger ist es, dass zumindest der bis dato erreichte Status quo gehalten wird – und dazu tragen die Berufsschulen, trägt das Karl-Schiller-Berufskolleg einen entscheidenden Anteil bei“ (S. 40).

Nun gibt es einen Perspektivwechsel und ehemalige Auszubildende kommen zu Wort.

Den Anfang macht die Fachrichtung medizinische Dokumentation mit einem Beitrag von Alexander Otto, stellvertretender Ausbildungsleiter am Universitätsklinikum Münster.

Er gibt als erstes der sehr guten Ausbildung der FaMI in der Fachrichtung medizinische Dokumentation am Uniklinikum Münster Raum. Das, was bei der praktischen Ausbildung sehr gut laufe, ist in der Berufsschule schwierig, z. B. das Vermitteln der theoretischen Kenntnisse. Bis zur Zwischenprüfung werden die FaMI aller Fachrichtungen am KSBK zusammen unterrichtet. Da es mehr Bibliothek- und Archiv-FaMIs als FaMIs der medizinischen Dokumentation gibt, nehmen die Bibliothek- und Archivthemenfelder weit mehr Raum ein, als die der anderen Fachrichtungen. Er betont, dass es unbedingt mehr Raum für die Fachrichtung medizinische Dokumentation braucht.

Im Anschluss folgen zwei Beiträge von ehemaligen Auszubildenden der Fachrichtung Bibliothek. Mit dem Titel „Qualifikation am KSBK: Chancen und Perspektiven“ stellen Sophia Paplowski, heute Bibliothekarin in der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund und Marcel Testroet, heute Bibliothekar in der Stadtbibliothek Langenfeld und Vorsitzender der Landesgruppe Nordrhein-Westfalen des Berufsverbandes Information Bibliothek e.V. (BIB), ihre bemerkenswerten

beruflichen Lebenswege, mit Doppelqualifikation am KSBK, Studium der Bibliothekswissenschaften und ihren heutigen Positionen in den jeweiligen Bibliotheken, vor.

Ich persönlich finde es schade, dass man nicht auch noch eine/einen FaMI der Fachrichtung Archiv und der Fachrichtung Bildagentur für einen Beitrag gewinnen konnte. Das Bild der fünf Fachrichtungen und ihrer Chancen und Perspektiven wäre in meinen Augen noch runder gewesen.

Und wieder ein Perspektivwechsel. Dieses Mal zu den Berufsschullehrer*innen.

Ronald Gesecus, Bildungsgangleiter für die FaMI am KSBK und Volker Zaib, Fachkundeführer für Archiv und Bibliothek am KSBK geben einen Einblick in neue Lernumwelten. Ein Schwerpunkt des Karl-Schiller-Berufskollegs war von Beginn an das handlungsorientierte Lernen. „Diese Lehr- und Lernform strebt gegenüber dem praktizierten Unterricht einen höheren Grad an (beruflicher) Lebensnähe, Problembewusstsein, interdisziplinärem Denken, Selbstständigkeit und Kooperationsbereitschaft an“ (S. 54).

So wurde in der Oberstufe der Projektunterricht eingeführt. Einrichtungen aus dem Archiv- und Bibliotheksbereich konnten für Kooperationen gewonnen werden. Es werden überblickartig ausgewählte Projekte (vier aus dem Bibliotheksbereich, drei aus dem Archivbereich) dargestellt, sodass man aber immer noch einen Einblick in die Planung, Organisation, Durchführung und den Nutzen bekommt.

Als letzten Beitrag haben sich abermals Ronald Gesecus und Volker Zaib mit dem beruflichen Verbleib ehemaliger auszubildender FaMI mit Doppelqualifikation auseinandergesetzt, da das KSBK bereits im Ausbildungsjahr 2002/2003 als eine der ersten Berufsschulen in Nordrhein-Westfalen die Doppelqualifikation eingeführt hat. Mit der Befragung wollten beide Autoren „mehr über den beruflichen Nutzen dieses zusätzlichen

Abschlusses in Erfahrung bringen“ (S. 79). Auf die Versendung ihres Fragebogens erhielten sie letztendlich einen Rücklauf von 45 Prozent. Der Fragebogen und dessen Auswertung werden detailreich erläutert, Auswertungsdiagramme werden erklärt und die ursprüngliche Fragestellung wird nicht aus den Augen verloren.

Den Abschluss bildet das Autorenverzeichnis, in dem die Namen und die jeweiligen beruflichen Positionen der Beitragenden zu finden sind.

Dieses Buch kann Einrichtungen, die erwägen selbst auszubilden, eine wertvolle Einstiegshilfe sein. Auch unentschlossenen Ausbildungssuchenden kann es als Wegweiser in die Hand geben werden.

Das Karl-Schiller-Berufskolleg in Dortmund kann stolz sein auf seine Erfolge und aus eigener Ausbildungserfahrung weiß ich, es ist ab und zu charmant und wichtig, sich selbst zu feiern!

Christiane Bruns

Berufsbild im Wandel: Fachangestellte für Medien- und Informationsdienste (FaMI). Von „technischen Hilfskräften“ zu Informationsvermittlern im Internetzeitalter. 20 Jahre FaMI- und 40 Jahre Bibliotheksausbildung in Dortmund. Referate der Festveranstaltung des Karl-Schiller-Berufskollegs Dortmund (KSBK) am 1. Oktober 2018 in Dortmund und ergänzende Beiträge / Ronald Gesecus und Volker Zaib (Hg.). – Münster 2019. – 89 S.: Abb. – (Texte und Untersuchungen zur Archivpflege 36). – ISBN 978-3-936258-31-7. – € 10,00.



■ Armer Adel in Preußen 1770–1830 von Chelion Begass

Der Übergang von ständischer zur bürgerlichen Gesellschaft brachte hohe Mobilität und soziale Entgrenzung von Armut hervor. Am

preußischen Beispiel zeigt die Autorin, dass Adel nicht mit einem Platz „oben“ in der Gesellschaftspyramide gleichzusetzen war, obwohl dessen Bild von Großgrundbesitz und Reichtum geprägt war und ist. Die Tübinger Dissertation stellt somit gängige Erzählweisen der deutschen Geschichte infrage. Die Alltagserfahrung armer Adliger wird mit dem Verhältnis von Adel und Staat sowie der gesellschaftlichen Ordnung im 18./19. Jahrhundert in Beziehung gesetzt. Besonders anfällig für Armut war der sich mit dem Ausbau des absolutistischen Staates neu herausbildende „versorgungsabhängige Dienstadel“ (Begass) in Verwaltung und Militär. Formen „standesgemäßer“ und „unstandesgemäßer“ adliger Armut aus eigener und fremder Sicht werden systematisch untersucht, Handlungsspielräume und Bewältigungsstrategien rekonstruiert, um die Relevanz von Armutsphänomenen im Adel jener Zeit zu systematisieren. Begass hat zahllose disparate archivalische Fundstücke zu einem Mosaik zusammengesetzt. Neben Briefen verarmter Adliger wurden auch Verwaltungsschriftgut und gedruckte Quellen (Statistiken, Adressbücher, Adelslexika, Genealogien, Familiengeschichten) herangezogen. Bittschriften an den König nehmen dabei eine wichtige Rolle ein und werden vier Zwecken zugeordnet: einmalige finanzielle Hilfen, regelmäßige Pensionen, Anstellungsgesuche in Militär oder Verwaltung (Männer) bzw. Aufnahme gesuche in ein Damenstift (Frauen).

Adlige Armut war überwiegend ein Phänomen der östlichen preußischen Provinzen, wo der niederadlige Besitz häufig klein und zersplittert und Verschuldung sowie Armutsrisiko entsprechend hoch waren. Doch auch einige Beispiele aus Westfalen sind dabei. Die in Preußen 1717 erfolgte Umwandlung des Lehngutes in eigenen Besitz verpflichtete den Adel zu regelmäßigen Zahlungen für seine Güter, die sich auch durch kriegsbedingte Krisen oft zu langfristigen Schulden mit geringer Aussicht

auf Tilgung entwickelten. Besitz ging durch Zwangsverkäufe verloren, mit der Entwurzelung setzte eine Urbanisierung vermögensloser kleinadliger Familien ein. Einnahmen aus militärischen oder zivilen Ämtern sorgten zunehmend für ein regelmäßiges, aber karges Einkommen in staatlicher Abhängigkeit. Armut machte nicht vor Standesgrenzen Halt und traf den Adel ebenso wie die Unterschichten und Randgruppen. Typische Ursachen waren „Grundbesitzlosigkeit, fehlende finanzielle Rücklagen, Einkommensabhängigkeit und Stellenverlust, Geschlechtszugehörigkeit,“ (denn adlige Frauen hatten ein erhöhtes Armutsrisiko), „Personenstand, Familienverhältnisse, Kinderreichtum, Tod des Versorgers, Krankheiten und Alter“ (S. 223), oft in Kombination mehrerer Faktoren. Viele Adlige befanden sich allerdings auch nur temporär in Armut.

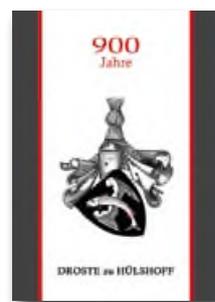
Bewältigungsstrategien werden entlang adliger Normen erforscht. Standesgemäß war z. B. die Kindererziehung durch die Mutter statt durch Hauslehrer, führte aber zu einem strukturellen Bildungsdefizit. Längst nicht allen standen öffentliche Bildungseinrichtungen und staatliche Erziehungsgelder offen. Eine militärische Ausbildung der Söhne war selten eine Alternative, denn die erhoffte Karriere stellte sich oft nicht ein. Und nur ein Bruchteil armer adliger Frauen erhielt einen Platz in einem Damenstift. Erstmals erforscht wurden Ansätze von Berufsbildung für arme adlige Mädchen. Nur als Erzieherinnen und Gesellschaftsdamen war Erwerbstätigkeit standesgemäß. Sonst blieben nur die Anfertigung und der Verkauf von Handarbeiten als verbreitetster Strategie, deren Dauerzustand es aber schon schamhaft zu verschweigen galt. Standesolidarität war im 19. Jahrhundert nicht verbreitet und Familienstiftungen kamen erst zum Ende hin auf. Zudem waren es meist ganze Familienzweige, die arm waren, sodass dann auch andere Verwandte nicht helfen konnten. Oft blieb der preußische König als „Retter“ der letzte

Ausweg, wodurch die Betroffenen oft, z. B. als Subalternbeamte, weiterhin an der Armutsgrenze blieben, nun aber existenziell abhängig waren. Unstandesgemäße Strategien wie Lohnarbeit ohne Landbesitz oder Arbeit in bürgerlichen und bäuerlichen Berufen mit drohender sozialer Deklassierung durch Unterschreitung ständischer Normen führten zu einem schleichenden Abschied aus dem Adel. Auch unstandesgemäße Eheschließungen waren weder sozial noch ökonomisch sichere Alternativen.

Begass macht drei Muster adliger Armut aus: Beim „versorgungsabhängigen Dienstadel“ wechselten sich existenzielle Not und relative Stabilisierung auf niedrigem Niveau ab. Längerfristige Armut konnte sich, etwa bei vielen Landadligen, an der Armutsgrenze, aber noch innerhalb der Standesgrenzen bewegen, aber auch zu einem Ausstieg aus dem Adel führen. Es gab aber auch „Wiederaufsteigerkarrieren“, vor allem durch lukrative Heirat oder erfolgreiche standesgemäße Berufskarriere. Besondere Risikogruppen waren – neben Landadel und „versorgungsabhängigem Dienstadel“ – insbesondere adlige Frauen. „Armut im Adel war keine Ausnahmeerscheinung, sondern ein immanenter Bestandteil der preußischen Gesellschaft“ (S. 225). Daher fordert die Autorin eine differenziertere Perspektive auf die deutsche Gesellschaft jener Zeit. Die Studie ist ein Gewinn für die preußisch-deutsche Sozialgeschichte und regt zu weiteren Forschungen an.

Stefan Schröder

Armer Adel in Preußen 1770–1830 / von Chelion Begass. Berlin: Duncker & Humblot 2020. – 457 S. – (Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 52). – ISBN 978-3-428-15652-8 – € 99,90.



■ **900 Jahre Droste zu Hülshoff**
von Wilderich Freiherr Droste zu Hülshoff

Mit dem vorliegenden Band möchte der Autor, selbst Familienmitglied, eine Geschichte des westfälischen Adelsgeschlechts der Droste zu Hülshoff und ihrer Nebenlinien vorlegen. Er nimmt dazu einen Zeitraum von 900 Jahren und 25 Generationen in den Blick und formuliert das Ziel, die einzelnen Mitglieder der Familie darzustellen, sie und ihr Handeln in größere historische Kontexte einzubetten und dadurch nicht nur eine Geschichte der Familie, sondern auch ihres Einflusses auf die politische und gesellschaftliche Entwicklung des münsterländischen und westfälischen Raumes auszuarbeiten.

Hierzu arbeitet der Autor sich strikt chronologisch vom 12. bis zum 21. Jahrhundert vor und lässt Kurzbiographie auf Kurzbiographie folgen, welche er um einzelne Exkurse, u. a. zur Geschichte der Stadt Münster, zum westfälischen Adel, zur Kirchengeschichte und zur europäischen Kultur-, Politik und Militärgeschichte erweitert.

Der Umfang des Buches und die Arbeitsleistung des Autors beeindrucken. Bereits Bekanntes wird dabei um die persönlichen Rechercheergebnisse des Autors ergänzt, was auf bislang unbeachtet gebliebene Familienangehörige verweist. Allerdings hat das Buch zahlreiche Defizite und ist als seriöses Nachschlagewerk für andere Forscher nicht zu empfehlen.

Zwar erweckt das Buch mit seinen zahlreichen Fußnoten zunächst einen wissenschaftlichen Eindruck. Eine wissenschaftliche Herangehensweise fehlt jedoch. Die Quellenangaben

selbst sind oftmals unbrauchbar. Viele Aussagen werden gar nicht quellenmäßig abgesichert und basieren auf Spekulationen und konstruierten Zusammenhängen. Archivrecherchen hat der Autor laut eigener Aussage nicht durchgeführt. Das vom LWL-Archivamt betreute, umfangreiche Adelsarchiv der Droste zu Hülshoff blieb somit leider ungenutzt.

Der Autor stützt sich in seinen Ausführungen weitgehend auf die Familiengeschichte Johann Holsenbürgers, Kaplan der Burg Hülshoff, welcher Recherchen des Werner-Constantin Freiherr Droste zu Hülshoff im Jahr 1868 verschriftlicht hatte. Kapitelweise paraphrasiert der Autor dieses Werk und rekapituliert unkritisch dessen 150 Jahre alte Beschreibungen. Selbst offenkundig erfundene Familienmythen werden leider unreflektiert übernommen. Dadurch geraten die Biographien oft zu einer Aneinanderreihung von ausgeschmückten Regesten mit hagiographischen Zügen.

Die Darstellung des historischen Kontextes bewegt sich weitgehend auf einem überholten Forschungsstand. An den Beschreibungen der Geschichte des 20. Jahrhunderts, welche ganz ohne Quellenangaben auskommen, erstaunt die verharmlosende, völlig unkritische Wiedergabe der Erinnerungen von Familienangehörigen an den Nationalsozialismus und den Vernichtungskrieg in der Sowjetunion.

Zu den genannten Problemen kommen noch handwerkliche Mängel hinzu. Lediglich für eine Handvoll der 156 Abbildungen liegen Herkunftsnachweise vor, und diese wenigen stammen zudem aus dem Privatbesitz des Autors. Für alle anderen, ganz offenkundig aus urheberrechtlich geschützten Werken zusammengestellten Abbildungen trifft dies nicht zu. Hinzu kommen zahlreiche Textstellen zu verschiedenen Themen, die, ohne Herkunftsnachweis, wortwörtlich mit Wikipedia-Artikeln übereinstimmen. Es muss offen bleiben, ob es sich hierbei um herkömmliche Plagiate handelt oder der Autor sei-

ne eigenen Artikel in Form von Eigenplagiaten zweitverwertet. Schließlich kommen bei der Veröffentlichung von personenbezogenen Daten zu z. T. noch lebenden Personen der jüngsten, im Buch beschriebenen Generationen Fragen zum Datenschutz auf.

Die Lektüre des Buches lässt den Rezensenten unbefriedigt zurück. Fleiß und Einsatz des Autors sind unbestritten. Inhaltlich geht er jedoch, abgesehen von Anekdoten und Informationen zu einigen jüngeren Familienmitgliedern, über das Werk Holsenbürgers kaum hinaus. Einen wissenschaftlichen Beitrag zur Familienforschung kann das Buch daher nicht leisten. Zukünftige Forscher müssen deshalb weiter auf die Originalquellen zurückgreifen.

Daniel Droste

900 Jahre Droste zu Hülshoff / von Wilderich Freiherr Droste zu Hülshoff. – [Horben], Verlag LPV Hortense von Gelmini. – 340 S.: Abb. – ISBN 978-3-936509-16-8. – € 20,00.



■ Vereint unter den Türmen der Abtei

hrsg. von der Stadt Marienmünster

Runde Jubiläen werden von Kommunen oft zum Anlass für Buchpublikationen zur Stadtgeschichte genommen. Seltener ist dies der Fall, wenn es erst 50 Jahre Stadtgeschichte zu feiern gibt, wie dies 2020 in einer der kleinsten Kommunen NRWs, in Marienmünster (Kreis Höxter), zutraf. Eine Kommune, deren Existenz der Kommunalen Gebietsreform zu verdanken ist und 1970 elf Gemeinden und zwei Städte vereinte, hat allerdings in besonderer Weise Bedarf an

einer solchen Darstellung, denn das Zusammenwachsen der Ortsteile war seitdem Daueraufgabe. Umso wichtiger ist diese erste Bilanz nicht nur für die zahlreichen Zeitzeug*innen, sondern auch für seitdem Zugezogene, die mehr über ihre neue Heimat wissen möchten.

Bei der Vorgeschichte greift Wilhelm Hagemann weit ins Mittelalter aus, bis zur Gründung des namensgebenden Klosters Marienmünster 1128, und bietet dabei einen Einblick auch in die bäuerliche Lebenswelt bis zur frühen Neuzeit, die Auflösung der Abtei 1803 und die langsamen Veränderungen im 19. Jahrhundert. Offenbar der dünnen Forschungslage geschuldet, bleibt das 20. Jahrhundert bis 1970 nur matt beleuchtet. Josef Werpup schließt an mit einer Darstellung der Stadtgründung Marienmünsters aus dem Geist der Gebietsreform, die ab den 1960er-Jahren trotz vielfacher Skepsis ganz NRW veränderte, und fährt mit der unmittelbaren Vorgeschichte und den strukturellen Schwächen der Vorgängerkommunen fort.

Der politischen Entwicklung im Amt Vörden, von 1843 bis 1970 der Fläche nach identisch mit der Stadt Marienmünster, vom Vorabend der Stadtgründung bis zum Stand vor der Kommunalwahl 2020 spürt Franz Meyer nach und widmet sich auch der Entwicklung der Stadtverwaltung. Kontinuität ist für beide Bereiche zu konstatieren, wobei das politische Spektrum sich zunächst auf CDU und Unabhängige Wählergemeinschaft (UWG) beschränkte, während die SPD erst seit 1979 und die Wählergemeinschaft Bürgernähe (WGB) seit 1984 durchgängig im Stadtrat vertreten ist. Die Grünen, von 1984 bis 1994 im Rat, kamen erst mit der im Buch nicht mehr enthaltenen Kommunalwahl vom September 2020 zurück ins lokalpolitische Rampenlicht.

Bei nur rund 5.000 Einwohnern ist die Bevölkerungsentwicklung ein zentrales Thema, dem sich Josef Werpup mit den wesentlichen Trends, Alterung und Abwanderung, wid-

met. Im folgenden Kapitel zeigt er den ökonomischen Wandel von früher dominierender Landwirtschaft zu Gewerbe und Dienstleistung. Auch die Infrastruktur sei längst nicht mehr als dörflich, sondern als größeren Städten fast ebenbürtig zu charakterisieren. Dem Fremdenverkehr als Wirtschaftszweig mit seinem Auf und Ab ist wegen seiner Bedeutung ein eigenes Kapitel gewidmet.

Josef Suermann präsentiert Schulen und Kindergärten, ein emotionales Thema, bei dem Veränderungen aufwühlen. Die Schullandschaft wird seit der Nachkriegszeit mit neun Volksschulen bis zur Neustrukturierung 1968 in drei Grundschulen und eine Hauptschule dargestellt, bis vor rund zehn Jahren nach der Schließung der Hauptschule nur noch eine Grundschule übrig blieb. Kontinuität gibt es bei den drei Kindergärten mit ersten Ansätzen seit den 1920er-Jahren.

Die von Hans Hermann und Carmen Jansen präsentierte Kulturlandschaft der Stadt umfasst im Kern die Gebäude der ehemaligen Benediktinerabtei Marienmünster und ihre vor allem musikalischen und künstlerischen Aspekte, die mit Denkmal- und Landschaftspflege einhergehen und sich in der Kulturstiftung Marienmünster bündeln. Das viel beachtete neue Besucherzentrum und der Klostersgarten der Abtei runden das auch überregional beachtete Angebot ab. Ein umfangreiches Kapitel wird dem religiösen, katholisch dominierten Leben gewidmet, das seit 1967 in Teilen der Stadt durch eine Niederlassung von Passionisten-Patres in der Abtei geprägt wurde. Josef Köhne präsentiert mit kirchenkritischer Sicht ein lebendiges, von der Ökumene beeinflusstes religiöses Leben. Daneben werden das Gemeindeleben und der vermehrt einsetzende Mitgliederschwund bis zur Neuorganisation der katholischen Kirchengemeinden auf dem Stadtgebiet zu einer einzigen Gemeinde 2017 thematisiert. Auch die zahlenmäßig kleine evangelische Gemeinde

Marienmünster-Nieheim bekommt ihren Raum.

Eine Chronik der Stadt Marienmünster 1970 bis 2020 wurde durch Franz Meyer zusammengestellt, der auch die 13 Ortsteile im Jubiläumsjahr 2020 in gleichförmigen Steckbriefen vorstellt, wobei er deren individuellen Charakter nicht nur durch Fläche und Einwohnerentwicklung, sondern auch durch Gebäudezahlen, öffentliche/kirchliche/soziale Einrichtungen, landwirtschaftliche und Gewerbebetriebe, Gaststätten/Pensionen/Hotels, Vereine und offiziell registrierte Denkmäler veranschaulicht und zuletzt einen vergleichenden, einordnenden Überblick bietet. Ebenfalls von ihm stammt die lokalhistorische Bibliographie aus den letzten 50 Jahren.

Marienmünster verfügt damit über eine gut lesbare, populäre Stadtgeschichte, die sowohl durch zahlreiche Statistiken, als auch durch viele Rückgriffe auf Archivalien des Stadtarchivs, ansprechende Bebilderung und die Benennung zahlreicher lokaler Akteure (seltener: Akteurinnen) besticht. Dem wissenschaftlichen Anspruch wird durch Kapitelendnoten Genüge getan. Ein starkes Stück Identität!

Stefan Schröder

Vereint unter den Türmen der Abtei. 50 Jahre Stadt Marienmünster 1970 bis 2020 / hrsg. von der Stadt Marienmünster. Bielefeld: tpk-regionalverlag 2020. – 415 S. – ISBN 978-3-936359-80-0 – € 24,80.



■ **Grund und Boden. Quellen aus staatlichen Archiven in NRW**
hrsg. vom Landesarchiv NRW

Mit dem vorliegenden Heft legt das Landesarchiv eine Art sachthemenatische Quellenkunde vor. In 16 Beiträgen werden unterschiedliche Quellengattungen vor allem aus dem 19. und 20. Jahrhundert vorgestellt, in denen sich Informationen zu Liegenschaften finden. An einige wird man sofort denken, wie Urkunden, Lagerbücher, Kataster und Grundbücher, an andere erst nach einigem Nachdenken wie Hofes- und Erbhofakten, Testamente, Akten der Domänenrentämter, der Berg- und Eisenbahnverwaltungen und der Argrarordnung oder solche zu Enteignungen und Rückerstattungen, auf wieder andere wird man vielleicht auch gar nicht kommen wie Inventare oder Steuerlisten der Frühen Neuzeit. Schon aus dieser Übersicht geht hervor, dass unter „Grund und Boden“ hier nicht allein Flächen im modernen Sinne verstanden, sondern sie auch als Bezugsgrößen für Rechte und Einkünfte gefasst werden. Jeder Beitrag ist in sich gleich gegliedert: Auf die Definition der Quellengattung folgen Angaben zu Aufbau, Inhalt, Aussagekraft und Quellenwert, zu den Auswertungsmöglichkeiten für die Forschung sowie zur Überlieferungslage; am Ende findet sich jeweils ein kurzes Literaturverzeichnis.

Die Ordnung der Beiträge ist für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit an Quellengattungen wie Urkunden, Urbaren oder Inventaren orientiert, für die jüngere Zeit dann an Provenienzen: So finden sich insbesondere Akten zu Enteignungen bei den Oberbergämtern, den Bahndirektio-

nen sowie allgemein bei den Bezirksausschüssen der Regierungen, den Landratsämtern und den Oberpräsidien und in weiteren Einrichtungen wie etwa den Wasser- und Schifffahrtsämtern. Im Fall der Domänenrentämter ist ein eigenes Kapitel sogar einer einzelnen Provenienzstelle gewidmet, die sich von anderen Gutsverwaltungen hauptsächlich durch ihren staatlichen Charakter und weniger durch die Art der Akten unterscheidet. In einzelnen Kapiteln finden sich ausführliche Beschreibungen zur manchmal verwickelten Behördengeschichte wie etwa im Bereich der Agrarordnung und der Ämter für gesperrte Vermögen, oder es werden ausführliche Hintergrundinformationen gegeben: Bei den Urkunden z. B. werden die verschiedenen abschriftlichen Überlieferungsformen behandelt, bei denen wohl noch die Akten der freiwilligen Gerichtsbarkeit, wie man sie häufig in städtischen Amtsbüchern findet, zu ergänzen wären; bei den Hofesakten werden die „drei Grundtypen ländlich-bäuerlicher Bevölkerung in Westfalen“, Eigenhörige, Meier und Freie, und bei den Schatzungslisten das System der Besteuerung und seine verschiedenen Formen in der Frühen Neuzeit erläutert. Besonders ausführlich werden die Hypotheken- und Grundbücher und das Katasterwesen mit den vielfältigen Überlieferungsformen, die sie entwickelt haben, dargestellt. Es bleibt nicht aus, dass es immer wieder zu leichten Überschneidungen und kleineren Wiederholungen kommt, etwa bei den verschiedenen Formen der Enteignung oder zwischen Inventaren und Urbaren, aber das tut der Sache keinen Abbruch, da natürlich Hinweise auf die Bergämter und Eisenbahndirektionen im Kapitel über Enteignungen nicht fehlen dürfen.

Hilfreich und nützlich ist auch das jeweilige Kapitel über die Überlieferungslage, wobei die Übersicht über die verschiedenen Urkunden- und Regestenpublikationen und ihrer Desiderate im Gebiet des Landes Nordrhein-Westfalen (S. 12) und

zu den Schatzungslisten (S. 32 f.) besonders hervorgehoben seien. Gerade in diesen beiden Kapiteln und bei den Domänenrentämtern (S. 52) finden sich auch Hinweise auf Überlieferung außerhalb der staatlichen Archive, während z. B. bei den Hofesakten Hinweise auf die Überlieferung der Adelsarchive, die nicht im Landearchiv verwahrt werden, nicht geschadet hätten; der Untertitel unten auf dem Titelblatt wirkt da wie eine salvatorische Klausel.

An wen wendet sich diese neue Veröffentlichung aus dem Landesarchiv NRW? Auf der einen Seite an diejenigen, die bei raumbezogener Forschung, namentlich bei der Ortsgeschichte, auf Quellen und Fragestellungen hingewiesen werden, die leicht übersehen werden können. Das betrifft schon die Konzeption einer Ortsgeschichte, sodass das Heft trotz seiner Beschränkung auf die staatliche Überlieferung auch in Kommunalarchiven seinen Platz finden sollte. Auf der anderen Seite möchte das Heft auch auf Quellen aufmerksam machen, die bisher kaum genutzt wurden. Deshalb sollte es durchaus auch in der universitären Forschung und Ausbildung zur Kenntnis genommen und eingesetzt werden, damit es nicht länger wie im Kapitel zur Überlieferung der Agrarordnung heißen muss: „Durch die Forschung wird bisher kaum auf die Unterlagen zurückgegriffen.“ (S. 92)

Gunnar Teske

Grund und Boden. Quellen aus staatlichen Archiven in NRW, hrsg. vom Landesarchiv NRW – Duisburg 2020. – 118 S., zahlr. Abb. – (Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen 77). – ISBN 978-3-932892-37-0, € 5,00 (zu beziehen über Landesarchiv NRW)



■ **(H)ort der Geschichte. 150 Jahre Aufbewahren und Entdecken im Landesarchiv in Osnabrück**

hrsg. von Thomas Brakmann / Isabelle Guerreau / Thorsten Unger

Der anzuzeigende, kleine, sehr ansprechend gestaltete Sammelband entstand ganz überwiegend aus den Vorträgen des 14. Kolloquiums des Arbeitskreises Stadt- und Regionalgeschichte im Historischen Verein Osnabrück am 10. Mai 2019.

In seinem höchst lesenswerten und humorvollen Beitrag „Staubtrocken?“ legt Thomas Brakmann die Klischees über das Archiv im Allgemeinen und seinen Berufsstand vornehmlich in Belletristik und Fachliteratur des deutschsprachigen Raumes aus mehr als 300 Jahren vielfältig, ausführlich und augenzwinkernd dar.

In seinem zweiten literarischen Streifzug und Aufsatz „Eine Zukunft der Vergangenheit ohne Archive“ legt der Leiter der Osnabrücker Abteilung des Niedersächsischen Landesarchivs ein flammendes und tiefgründiges Plädoyer für die Notwendigkeit von Archiven ab. Wiederum zahlreiche Belege aus der Literatur – von Goethe, über Orwell bis zu Eco – dienen ihm dazu als Anschauungsmaterial um Archive als Orte der Erinnerung, der Identitätsstiftung und des „Rechts auf Wahrheit“ zu charakterisieren.

Der Leiter des Universitäts- und Hochschularchivs Osnabrück, Thorsten Unger, nimmt in seinem Aufsatz „Wie kommt Geschichte ins Archiv?“ die archivische Kernaufgabe der Überlieferungsbildung aus amtlicher und nichtamtlicher Provenienz unter besonderer Berücksichtigung der Osnabrücker Praxis der letzten

150 Jahre in den Blick, die heutzutage durch Archivierungsmodelle und Dokumentationsprofile sowie Überlieferungsbildung im Verbund weitgehend gesichert und nachvollziehbar ist. Ziel der Letzteren ist nicht nur die sichere Verwahrung des Archivgutes in einem öffentlichen Archiv, sondern dessen Benutzung durch Forschung und Verwaltung, so Unger, der seinen konzisen Beitrag mit der klugen Feststellung endet: „Archivieren ohne anschließende Nutzung ist möglich, aber sinnlos.“

Mit der Letztgenannten in all ihren politischen, rechtlichen, räumlichen, organisatorischen und fachlichen Facetten beschäftigten sich die Kolleginnen Isabelle Guerreau und Stephanie Haberer in ihren beiden Beiträgen „Vom Schlossgewölbe ins weltweite Netz. 150 Jahre Benutzung im Staats- und Landesarchiv in Osnabrück“ bzw. „Willkommen im virtuellen Lessesaal – Archivbenutzung heute und morgen“ aus archivisch Osnabrücker respektive gesamt niedersächsischer Sicht.

Anna Philine Schöpfer, die als Archivarin im Niedersächsischen Landesarchiv die Bestände des Landkreises Osnabrück und der kreisangehörigen Kommunen betreut, gewährt mit ihrem Aufsatz „Wie war das noch mal mit Opa Carl?“ einen hoch informativen Einblick – anhand des Hofes Grothaus zu Haste – in die vielfältigen und unterschiedlichen Quellen für die auch in Osnabrück boomende Familien- und Höfelforschung.

Irmtraut Tiemann vom Osnabrücker Arbeitskreis Familienforschung schildert mit Herzblut aus dem Blickwinkel der Benutzerin in ihrem kleinen Beitrag „Familienforschung im Archiv“ das Faszinosum und Abenteuer der genealogischen Forschungen im Osnabrücker Archiv und im World Wide Web.

Matthias Gafke, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Osnabrücker Gedenkstätten „Gestapokeller“ und „Augustaschacht“ skizziert in seinen Ausführungen „Archive, Gedenkstätten und die regionale Gestapo-Forschung“ am Beispiel des Osnabrücker Gestapochefs Fritz Rascher die ertragreiche Zusammenarbeit zwischen Archiven und Gedenkstätten.

Abgerundet wird der reich und sehr illustrativ bebilderte, durchweg flüssig und gut lesbar geschriebene, ertragreiche Sammelband, dem der Rezensent eine weite Verbreitung wünscht, von Thomas Vogtherr mit einer Präsentation der „Vereinsvorsitzende(n)“ des Vereins für die Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, die unter anderem die enge und sinnvolle Symbiose zwischen dem Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück und dem Osnabrücker Landesarchiv seit mehr als 100 Jahren thematisiert.

Wolfgang Bender

Thomas Brakmann/Isabelle Guerreau/Thors-ten Unger (Hg.), (H)ort der Geschichte. 150 Jahre Aufbewahren und Entdecken im Landesarchiv in Osnabrück. Beiträge des 14. Kolloquiums des Arbeitskreises Stadt- und Regionalgeschichte im Historischen Verein Osnabrück am 10. Mai 2019 (Kleine Schriften des Niedersächsischen Landesarchivs 2). – Hannover 2020. – 129 S., 51 Abb. – ISBN 978-3-9822657-0-4. – € 9,00.



■ Vergessene Opfer. NS-Euthanasie in Hagen

von Pablo Arias Meneses

Pablo Arias Meneses und Rainer Stöcker haben in zwei verschiedenen Werken den Hagener Opfern des Nationalsozialismus ein Denkmal gesetzt. Meneses widmet sich den ermordeten Hagenern, Stöcker schreibt über die Zwangssterilisierung (siehe nachfolgende Rezension); beides sind Konsequenzen der Vorstellung einer nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“, die über

den Gedanken einer „Rassegemeinschaft“ hinausging.

Meneses beschreibt die Verleungswege und die Ermordung von Patient*innen aus Hagen. Im Einzelnen interessieren Meneses die Fragen nach lokalthistorischer Einordnung der NS-Euthanasie und die Bedeutung des nationalsozialistischen Rassenwahns für die Hagener Region. In akribischer Kleinarbeit ging er wie auch Rainer Stöcker unveröffentlichten Quellen nach und recherchierte in allen relevanten Archiven, die den Nachfolgeorganisationen der Träger früherer Tötungseinrichtungen angehören, nach Patientenakten und Unterlagen, die über die Krankmorde Aufschluss geben. Im Aufbau des Buches geht Meneses chronologisch sowie thematisch vor. Er behandelt im chronologischen Teil die „Aktion T4“, die zentral organisiert war und in der Anstaltspatient*innen in eigens dafür eingerichteten Tötungsanstalten vergast wurden, weiter das Ende dieser Aktion sowie die bis Kriegsende folgenden „Euthanasie“-Phasen und die nach Kriegsende Verstorbenen. Im thematischen Teil nimmt sich Meneses einzelnen Opfergruppen an wie jüdischen Patienten, Altersheimbewohnern und Kindern, hierbei auch Kindern von ermordeten Zwangsarbeiterinnen. Am Schluss portraitiert Meneses acht Hagener Opfer und fügt eine Liste von fast 300 Hagenern an, die zwischen 1939 und 1945 in Tötungsanstalten oder deren Zwischenanstalten verlegt worden sind.

Meneses bemüht sich durchgehend um eine wissenschaftliche Sprache und ist zurückhaltend mit überwältigenden Begriffen und Formulierungen, mit einer Ausnahme, die angesprochen werden muss: „Wilde Euthanasie“ (S. 28) ist ein Begriff, der in der seriösen Forschung nie zulässig war, hin und wieder unreflektiert verwendet wurde und inzwischen gänzlich tabuisiert ist. Er sollte gar nicht, auch nicht mit Anführungszeichen, genutzt werden. An dieser Stelle sollen noch weitere Kleinigkeiten korrigiert werden. Im August 1941 wur-

de Hadamar als „T4“-Tötungsanstalt stillgelegt, nicht aber „etwas später auch die anderen Vergasungsanlagen“ (S. 27). Zwei von den sechs Anstalten waren bereits 1940 stillgelegt, die anderen drei beendeten gleichzeitig mit Hadamar die „Aktion T4“. Auch gibt es in Hadamar keine „Massengräber ermordeter Kinder“ (S. 45), sondern auf dem ‚Kinderfriedhof‘ bestehen explizit Einzelgräber, die nicht dort beigesetzten Kinder sind mit den Leichen erwachsener Mordopfer in Massengräbern auf dem Anstaltsfriedhof verscharrt. Nicht zuletzt wurden die Unterlagen zu ermordeten Hagenern nicht „nach dem Krieg in Hadamar“ vernichtet (S. 36), sondern die Akten zu den „T4“-Opfern wurden während des Krieges nach Berlin gebracht und sind im Bundesarchiv heute tatsächlich nur zu einem Bruchteil erhalten. Die Akten der Hadamarer Opfer der Jahre 1942–45 sind glücklicherweise zum Großteil erhalten. Ein letzter Kritikpunkt bezieht sich auf die Abbildung einer Bleistiftzeichnung von Ernst Putzki, die einen mit Hammeln beladenen Eisenbahnwaggon zeigt und im Kapitel über die „T4“-Morde abgedruckt ist. Das birgt erstens die Gefahr, die beiden Mordphasen in Hadamar zu verwechseln, starb Putzki doch 1945. Außerdem unterstreicht die Zeichnung die Vorstellung von Bahntransporten der „Euthanasie“-Opfer und führt zu einer unzutreffenden Assoziation der „Aktion T4“ mit den Konzentrationslagern. Der Grund, warum auf diese fehlende Präzision so kleinlich eingegangen wird, ist, dass sich beim Thema NS-Krankentod aufgrund der immer noch vergleichsweise schlechten Forschungslage mehr Fehler einschleichen als bei Forschungen über andere NS-Opfergruppen und daher möglichst prompt aufgezeigt werden sollten.

Nichtsdestotrotz ist das Buch wichtig und lohnenswert. Die hauptsächliche Intention des Verfassers, der Frage nachzugehen, was dies alles für Hagen bedeutet, ist ohne Frage erfüllt.

Menesis deutet an, dass es nun gelte, sich weiteren Opfergruppen zu widmen, wie Homosexuellen, Sinti und Roma oder Zwangsarbeitenden. Es bleibt also zu hoffen, dass mikrohistorische Ansätze wie Lokalgeschichte sowie biographisches Arbeiten auch in der Zukunft von engagierten Geschichtsvereinen, Forscher*innen und Privatpersonen vorangetrieben werden und die Schicksale der im Nationalsozialismus Verfolgten nicht vergessen werden.

Esther Abel

Vergessene Opfer. NS-Euthanasie in Hagen / Pablo Arias Meneses, hrsg. vom Hagener Geschichtsverein e. V. (Hagener Geschichtsheft Nr. 8). – Hagen 2019. – 99 S., Abb. – ISBN 978-3-00-062356-1.



■ Vergessene NS-Opfer. Zwangssterilisation in Hagen

von Rainer Stöcker

Pablo Arias Meneses und Rainer Stöcker haben in zwei verschiedenen Werken den Hagener Opfern des Nationalsozialismus ein Denkmal gesetzt. Meneses widmet sich den ermordeten Hagenern (siehe vorstehende Rezension), Stöcker schreibt über die Zwangssterilisation, bezieht sich dabei ausdrücklich auf das Buch Pablo Arias Meneses und will die Beschäftigung mit Zwangssterilisation als eine Fortführung der Erforschung von Schicksalen verstanden wissen, wo Menschen bereits vor den Mordaktionen aus dem „Volkkörper ausgemerzt“ werden sollten – mittels der Unfruchtbarmachung. Beides, Zwangssterilisation und Krankentod sind Konsequenzen der Vorstellung einer nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft“, die

über den Gedanken einer „Rassegemeinschaft“ hinausging.

Stöcker hat das Buch so aufgebaut, dass er die einzelnen Etappen der Zwangssterilisierungen ab 1933 grundsätzlich chronologisch aufzeigt und gleichzeitig die verschiedenen Aspekte wie Kosten, Heiratsmöglichkeiten, Denunziation, angebliche „Staatsfeindlichkeit“ oder auch Anerkennungsdynamiken an einzelnen Beispielen erklärt. Hierfür hat er 200 von 5.000 Erbgesundheitsakten aus dem Hagener Stadtarchiv ausgewertet. Bereits in der Vorbemerkung nimmt er seine Beobachtung vorweg, der Querschnitt der Opfer seien in der Regel „einfache Leute“ gewesen. In der Beschreibung der einzelnen Schicksale geht Stöcker detailliert auf das nationalsozialistische Verwaltungswesen, das Regelwerk der Erbgesundheitsgerichte und die Pseudowissenschaftlichen Forschungen der 1930er Jahre ein, wie etwa die „Sippentafeln“, auf denen vermeintliche fehlerhafte Erbanlagen nachgewiesen werden sollten. Besonders positiv ist hervorzuheben, dass Stöcker auch auf Funktionsträger, Entnazifizierungsverfahren und die omnipräsenten Anerkennungsproblematiken der Sterilisierungs-Opfer nach 1945 eingeht.

Stöcker weist in seinem Vorwort etwas genauer als Meneses in „Vergessene Opfer“ auf die Verknüpfung von nationalsozialistischem Rassismus und der Idee der „Volksgemeinschaft“ hin. Diese gedankliche Weiterführung, die Stöcker vornimmt, ist wichtig, da „arisch“ zu sein zwar Voraussetzung war, um zur „Rassegemeinschaft“ zu gehören, es genügte aber nicht allein, um zu der ideologisch darüberstehenden „Volksgemeinschaft“ zu gehören. Ausschlusskriterien hierfür waren zwei Faktoren: „Asozial“ oder „erbkrank“ zu sein – beides traf auf die Opfer der Zwangssterilisation zu. Der Kern der nationalsozialistischen Ideologie war zweifelsohne Rassismus, doch handelt Stöcker angemessen, gerade in einem Buch über Sterilisierung diese Verknüpfung zwischen

Rassismus und „Volkkörper“-Wahn zu unterstreichen.

Beide Bücher, das hier rezensierte sowie „Vergessene Opfer“ von Pablo Arias Meneses haben den Anspruch, ein dunkles Kapitel Hagener Stadtgeschichte zu besprechen. Was beiden Autoren gelungen ist, ist die Schicksale von Hagenern zwar loka-

lgeschichtlich zu beleuchten, aber anhand derer die Reichweite Praxis von Sterilisierung und Mord hervorzuheben und somit alle Sterilisierungs- und „Euthanasie“-Opfern wieder in Erinnerung zu rufen. Der Hagener Geschichtsverein hat mit der Herausgabe dieser Bücher beispielhaft und vorbildlich dazu beigetra-

gen, das Vorhaben der Autoren einer angemessenen Umsetzung zuzuführen.

Esther Abel

Vergessene NS-Opfer. Zwangssterilisierung in Hagen / Rainer Stöcker, hrsg. vom Hagener Geschichtsverein e. V. – (Hagener Geschichtsheft Nr. 9). – Hagen 2019. – 127 S., Abb. – ISBN 978-3-00-063628-8.